

26]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Beim Scheine der Lampe vollbrachten wir unser Werk. Hunderte von Flaschen lagen in Scherben da, und von den Wandbrettern strömte der Branntwein auf die Diele. Maximoff schaute sich um.

„Haben wir auch alle Flaschen zerschlagen? — wenn auch noch ein paar da sind, die werden sie schon nicht so schnell finden“.

Ein furchtbarer Geruch füllte das Zimmer und betäubte uns fast. Wir löschten das Licht aus, schlossen die Tür und gingen durch den Korridor ins Wohnzimmer, wo der Verkäufer gebunden unter Bewachung von Andrejffs Bruder lag. „Sundepack!“ schrie er. „Was habt Ihr getan?“ Maximoff rief ihm zu: „Salt Dein Maul! Du verstehst von der ganzen Sache nichts. Wir haben Dir vielleicht Dein Leben gerettet“.

Auf der Straße hörten wir schon von weitem betrunkene Stimmen und beschloßen, auf die Menge hier zu warten. In kleinen Trupps, jöhrend, schreiend, kamen sie an. „Ah da sind auch ein paar, die sich umsonst einen Rausch antrinken wollen! Hurra, Brüder!“ riefen uns einige zu. Maximoff sagte leise zu mir: „Es ist vergeblich, jetzt auf sie einzureden“.

Wir warteten ab, bis die Menge die Tür eingerannt hatte. Wieder hörten wir, wie sie enttäuscht waren. Man vernahm hier und da den Vorschlag, den Verkäufer tüchtig zu verprügeln, aber er fand keinen Anklang.

Es wiederholten sich die gräßlichsten Szenen. Wie Tiere wälzten die Menschen sich auf dem Boden und schlürften den Branntwein. Die Menge war auf mehrere Hunderte angeschwollen.

„Wir wollen gehen“, sagte Maximoff.

Wir waren alle sehr traurig gestimmt, obwohl jeder von uns wußte, daß es bei einem Streik von Arbeitern, die nicht genügend organisiert sind, zu Erzessen und Ausschreitungen kommen mußte. Unverdroßen weiterarbeiten, — das ist das einzige; es wird schon eine Zeit kommen, wo diese wilden Elemente verschwinden.

„Hallo! Kinder!“ erklang eine starke Stimme, „Branntwein bekommen wir nicht, in dem Depot können wir nichts ansrichten, da schießen die verfluchten Kerle auf uns. Gehen wir doch in die Bergstraße, wo die Freudenhäuser sind! Befreien wir die armen Frauenzimmer!“

Jöhrend, kreischend zog die Menge weiter; nur ein paar eifrige Trinker waren zurückgeblieben. Wir konnten nichts mehr ansprechen und gingen still nach Hause. Nur Maximoffs Freund folgte der Menge.

In unserer Wohnung angekommen, erzählten wir Abramoff die Vorgänge und beschloßen, sofort einen Aufruf an die Arbeiter zu erlassen, in dem wir die fortgeschrittenen unter ihnen im Namen der Kameradschaftlichkeit eindringlich baten, die unruhigen Elemente von Ausschreitungen zurückzuhalten. Jeder Verstoß, jede Ausschreitung schade unserer großen Sache.

In einem zweiten Aufruf wurden von neuem die wirtschaftlichen Forderungen der Arbeiter formuliert. — Auch diese Nacht arbeiteten wir durch. Ganz früh am Morgen erschienen Maximoffs Kameraden und holten die Aufrufe zur Verteilung ab. Von ihnen erfuhren wir, daß die betrunkene Menge viele von den Freudenhäusern vollkommen zerstört, Betten, Möbelstücke zum Fenster hinausgeschleudert, Sachen demoliert und den Mädchen erklärt hätte, sie seien nun frei. —

Erschöpft von der angestrengten Arbeit setzten wir uns eine Weile nieder. Schlafen konnten wir nicht.

Wöllich hörten wir ein Klopfen an der Tür; es war ein Kamerad, der kurz vorher die Aufrufe abgeholt hatte.

„Die Kosaken sind da“, rief er, „und eine Unmenge von Geheimpolizisten ist angekommen. Ihr müßt Euch verstecken“.

Wir weckten die anderen, verließen die Wohnung, gingen durch Seitengassen und wurden von den Kameraden bei bekannten Arbeitern untergebracht. Maximoff war zu den Arbeitern gegangen, Andrejff war auch fort, bloß Abramoff und ich waren noch auf Drängen von Maximoff zurück-

geblieben. Wir hatten das Versprechen erhalten, daß wir im Notfalle geholt würden. — Alle Augenblicke kamen Abgesandte von Maximoff oder den anderen Führern und meldeten uns, was vorging.

Ich hielt es nicht länger aus, hier im ruhigen Versteck zu sitzen, während sich meine Kameraden auf dem Marktplatz versammelten. Ich bat Anna Michailowna, sich zu schonen und auf mich zu warten.

Die Straßen waren leer. Das Erscheinen der Kosaken hatte den Bewohnern Schrecken eingejagt; niemand traute sich aus dem Hause, nur ab und zu traf ich ein paar Arbeiter, die irgendwohin eilten.

Ich ging an der Fabrik vorbei. Vor den Toren und hinten im Hofe standen die Kosaken, die Pferde waren an den Zäunen angebunden. Auf dem Marktplatz hatte sich eine große Menge angesammelt. Hier und da vernahm man betrunkene Stimmen, sonst aber war es ziemlich ruhig. Die Arbeiter standen in Gruppen und sprachen miteinander. In einer der Gruppen bemerkte ich Maximoff und trat an ihn heran.

„Das Komitee will einige Deputierte zu dem Direktor schicken“, sagte er.

„Wozu noch einmal in Verhandlungen mit dem Direktor treten?“ erwiderte ich. „Er hat doch gestern klar und deutlich gesagt, daß er mit Aufrihrern nichts zu tun haben will. Wartet doch ruhig ab, bis er zu Euch kommt“.

„Das habe ich auch vorgeschlagen“, sagte Maximoff, „aber viele wollen es nicht“.

„Das Komitee besteht aus gewählten Männern“, erwiderte ich, „und die Arbeiter müssen einsehen, daß diese ihre Interessen am besten vertreten werden“.

Da kann zwei kleine Trupps Kosaken herangeritten und durchkreuzten den Marktplatz. Die Menge zerstob nach allen Seiten, und die Kosaken bogen in eine Seitenstraße ein.

„Wir wollen abwarten, was die Direktion beschließt“, sagte Maximoff zu seinen Kameraden. „Und vor allem laßt uns auseinandergehen, das ist das Beste. Geht nach Hause, Kinder.“ —

Auf Umwegen kehrte ich allein zu Abramoff zurück. Gegen Abend erschien Maximoff und bat uns abzureisen.

„Der Streik geht seinen Gang. — In dieser Nacht werden wahrscheinlich viele Verhaftungen vorgenommen werden. Wozu unnütze Opfer? — Ich bleibe hier und werde versuchen, bis zum Ende auszuhalten. Sie sollen aber fort! Meine Vertrauten haben gemeldet, daß Ihre frühere Wohnung streng bewacht wird, man ist Ihnen auf der Spur“.

Wir sahen selbst ein, daß es nutzlos sei, länger zu bleiben, und beschloßen abzureisen.

„Wo ist Andrejff?“ fragten wir Maximoff.

„Das weiß ich nicht. Ich dachte, er sei hier, — aber auf ihn könnt Ihr nicht warten, Ihr müßt fort! Er wird sich schon selbst zu helfen wissen. Sein Bruder ist ja auch nicht da. Wenn ich die beiden treffe, werde ich sie auch fortschicken“.

Wir gaben Maximoff eine Adresse, unter der er uns schreiben sollte. — Ein Arbeiter führte uns zur Eisenbahn und brachte uns unweit der Station bei einem Verwandten unter. Nach einer Weile kehrte er zurück und sagte:

„Kommt! Alles ist fertig. Ich habe einen guten Freund, der als Schaffner dient; er wird Euch mit einem Güterzug zu einem Knotenpunkt bringen, und wie Ihr von dort weiter kommt, wißt Ihr ja selbst“.

Der Güterzug stand auf einem Nebengleise. Der Schaffner sperrte uns in einen leeren Wagen ein. — Es dauerte noch lange Zeit. Der Zug wurde rangiert. Wir saßen im Dunkel. Endlich pfiß die Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Auf einer der Zwischenstationen wurde die Tür unseres Wagens von der anderen Seite geöffnet, und bei der Blendlaterne, die der Schaffner an der Brust trug, sahen wir, wie er uns ein großes Stück Brot und einen Krug Milch hineinschob.

„Ihr habt wahrscheinlich nichts gegessen. Teilt es christlich. Bald sind wir da“.

Die Tür wurde zugemacht, und während der Fahrt zündeten wir abwechselnd Streichhölzer an und ab. Unsere Stimmung war nicht gerade gedruht. Abramoff machte

Jogor Scherze. Anna Michailowna lachte und sagte: „Kinder, es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu meinem Schwager zu reisen. Dort müssen wir warten, bis wir wieder Geld haben. Ihr seid ja anständig angezogen. Gepäck haben wir ja auch, obwohl es nur aus einer einzigen Reisetasche besteht. Ich muß aber einen Hut haben, denn mit dem Tuch um den Kopf kann ich doch nicht diese weite Reise machen!“

„Wenn wir nur erst wüßten, wie wir weiterkommen können. — Abramoff, haben Sie Geld? Ich habe etwas über hundert Rubel bei mir.“ Er hatte auch Geld, so daß wir die Reise sehr bequem machen konnten.

Der Zug hielt wieder. Die Tür unseres Wagens wurde aufgemacht. Der Schaffner erschien und sagte: „Steigen Sie aus; ich helfe Ihnen.“

Es war heller Morgen. Wir hatten also fünf Stunden im Wagen zugebracht. „Kommen Sie mit“, sagte der Schaffner. Er führte uns zu einem Schuppen. Hinter allerlei Güterwagen konnten wir die Station nicht sehen. „Warten Sie hier auf mich, ich bin bald wieder da.“

(Fortsetzung folgt.)

Moritz Hartmann.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

Die Ausichtslosigkeit der Paulskirchenverhandlungen nach den Septemberereignissen in Frankfurt, im Zusammenhang mit der ganzen Untätigkeit und Müßiggangerei, zu welcher die Volksvertreter berufen waren, ließ Hartmanns Sehnsucht nach Aktion, nach frischem fröhlichem Kampfe begreiflich erscheinen. Zudem war es schon seit früher Jugend, wie er bekennet, einer seiner liebsten Träume, der Revolution als gemeiner Soldat zu dienen — ein Traum, dem übrigens noch jede echte Poetennatur von Schiller, Byron bis Richard Wagner nachgehungen, der aber auch gegebenen Falles verwirklicht wurde! Als daher die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution vom 6. Oktober in Frankfurt ankam, beschloß ich — schreibt Hartmann — nach Wien zu gehen. Der Drang, etwas für die Sache zu tun, wie der Wunsch, eine tatkräftige und schöne Bewegung zu sehen, war nach den niederdrückenden Prager Ergebnissen und nach viermonatigem Tagen in einer vertrauensseligen Versammlung nur natürlich.

Vorerst blieb Hartmann aber noch in Frankfurt. Es war nämlich von Seiten der Linken der Versuch unternommen worden, das Parlament zu einer Aktion zugunsten der aufständischen Stadt im Sinne der Bewegung zu bringen. In der Sitzung vom 12. Oktober wurde aber dieser von mehr als 60 Fraktionsgenossen — darunter auch Hartmann — unterstützte Antrag von der Mehrheit abgelehnt, weil man die Wiener Bewegung für keine deutsche (!) anerkennen könne. Die Linke beschloß also, den Wienern wenigstens in der stärksten Form ihre Sympathie kundzugeben. Das sollte durch eine Deputation geschehen. Hartmann und seine Genossen verließen Frankfurt, ohne Urlaub vom Parlamentspräsidium nachzusuchen. Wir reisten guten Mutes ab, wohl wissend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling sagte, in Gefahr begaben, in der wir unkommen konnten, aber froh, den Wienern sagen zu können, daß die deutsche Demokratie sie nicht vergessen; und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die so großmütig für die Magyaren begonnen worden, für die deutsche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorstand, das Unsere tun zu können.

Die Reise ging am 12. Oktober über Breslau. Hier besprachen sich die Delegierten aus Mäßigkeitsgründen noch mit den Gesinnungsgenossen, machten jedoch bei der Weiterreise auf dem Breslauer Bahnhofe die unangenehme Entdeckung, daß ihnen der berüchtigte Polizeispitzel Witt-Döring folgte. Als Blum seiner ansichtig wurde, meinte er: „Es sollte mich wundern, wenn es der Edle nicht versuchte, uns irgendwelche Unannehmlichkeit zu bereiten.“ Und richtig. „In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit durch Herrn Witt-Döring schon bereitet. Auf den Mittelstationen war er regelmäßig, so oft der Zug Halt machte, vor unserem Coupé auf- und abgegangen, um uns nicht aus den Augen zu lassen, wie ein Schirre vor der Zelle des Gefangenen. . . In Ratibor, dem Wahlorte des Fürsten Lichnowsky, wo der Zug sich lange zu verweilen hatte, sahen wir ihn rasch aus dem Waggon springen und in die Säle des Bahnhofsgebäudes eilen, die von Besuchern stark besetzt waren. Auch wir stiegen aus, um etwas mitzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und schon hörten wir im Publikum hie und da unsere Namen flüstern und sahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einstiegen, hatte sich schon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky“ seien da. Der Bahnhof wurde von den Herbeiströmenden überfüllt und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Masse von Minute zu Minute wuchs. — „Nur ruhig bleiben,“ sagte Blum,

„ich schlafe.“ — So sprechend zog er den Mantel über den Mund, legte sich in die Ecke und schlief. Ich beobachtete, was vor unserem Wagenfenster vorging. Ein Offizier nach dem anderen kam heran, starrte herein, betrachtete uns wie wilde Tiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem anderen Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fenster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten das auch die Offiziere — es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehen, beim Hereinstarren, bis sich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärmen der Lokomotive unartikuliert blieb. . . .

Am Morgen des 17. Oktober fuhr die Deputation von einer kleinen Station vor Wien — wohin man infolge von Befestigungen auf der Eisenbahnbrücke seitens der Aufständischen nicht per Bahn gelangen konnte — mit einem Fialer in die Stadt hinein. Nach kurzer Umschau „in der offiziellen Welt, Reichstag und Kommandantur“, kam die Deputation indes zu der Auffassung, daß es das Beste sei, mit dem Volke selbst in Beziehung zu treten. Noch am gleichen Abend wurde eine von Hartmann verfaßte Proklamation an die Wiener aufgesetzt und am 18. Oktober affiziert. Ähnlich, wie in der bereits zuvor überreichten Adresse namens der Linken „an das heldenmütige Volk von Wien“, wurde darin seiner Heldentat rückhaltlose Bewunderung gezollt. „Wir preisen uns glücklich — hieß es am Schluß — „in diesem verhängnisvollen Augenblicke in Eurer Mitte zu weilen, und wenn es das Schicksal will, Eure Gefahren zu teilen, mit Euch zu stehen und zu fallen.“ Eigentlich war somit die Mission der Deputierten erfüllt, und Blum und Fröbel beschloßen, am 20. Oktober wieder heimzureisen. Sie führten diese Absicht aber nicht aus, weil sie fortwährend hörten, „daß es unmöglich sei, ohne Mißhandlung durchs Heer zu kommen. Die Tage vom 20. bis zum 26. vergingen auf diese Weise in der Ungewißheit, ob es möglich sei, abzureisen.“

Daß Hartmann mit Blum und Fröbel gleichzeitig nach Frankfurt zu gehen beabsichtigt habe, ist kaum anzunehmen. Er war vielmehr von Anfang an entschlossen, selbst aktiv an den Kämpfen teilzunehmen. Allerdings jagte er sich, „ist es in einer großen revolutionären Stadt, besonders wenn die Revolution schon einregimentiert ist, nicht so leicht, seinen Wirkungskreis zu finden; man sieht fortwährend Bewaffnete hin- und herziehen, man hört von Kämpfen da und dort; die Kanonen donnern aus den verschiedenen Weltgegenden und siehe da, das Individuum, das nicht ein Teil eines Ganzen ist, ist nichts.“ Hartmann zog also vorerst auf „Abenteuer“ aus. „Die Aula — (Klub der revolutionären Studentenschaft) — hatte uns Ehrendeggen geschenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Kalabreser auf dem Kopfe und war ein Müßiggänger.“ Als solcher wird er bei einem in Gemeinschaft eines befreundeten Arztes nach der Alservorstadt unternommenen Gange Zeuge einer Kampfszene, die er auch geschildert hat. Im übrigen muß er als Unbeteiligter, wie seine Kollegen, der Entwicklung der Dinge zusehen. „Die Kampforganisation der Wiener zog indessen immer weitere Kreise: Gerade gegen Ende Oktober verjagte man noch, neue Kräfte heranzuziehen und in den Dienst der Verteidigung der beinahe schon erschöpften Stadt zu stellen. Man ging daran, ein sog. Corps d'élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen, und kleine Abteilungen derselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Kombattanten zu wirken. Das Kommando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugl, übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen hüfte, zugleich mit den ungarischen Generalen, die in Krak hingegerichtet wurden. Die Frankfurter Deputierten wurden in das Corps d'élite aufgenommen. Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche an, aber ich dankte.“ Hartmann blieb seinem Jugendtraum treu und trat als gemeiner Soldat ein.

Die ganze Herrlichkeit sollte jedoch nur wenige Tage dauern. Schon am 1. November zog Windischgrätz in die besiegte Stadt ein — „die Orgie der Monarchie begann“ . . .

Nun galt es auch für die Frankfurter Deputation, sich in Sicherheit zu bringen. Blum wollte davon nichts hören — trotz Hartmanns eindringlichen Vorstellungen. Das weitere Schicksal Blums ist bekannt. Unmittelbar vor seiner Verhaftung soll Hartmann bei ihm und Fröbel — sie wohnten in einem und demselben Gasthause — gewesen sein, um ihnen noch einmal die Notwendigkeit der Flucht darzulegen. Er konnte sie, schreibt Wittner, nicht dazu bringen, ihre Handlungsweise zu ändern. Im letzten Moment noch soll Hartmann der Gefahr, mit ihnen verhaftet zu werden, entgangen sein, indem er sich durch einen Seitenausgang ins Freie rettete, während Windischgrätz' Trabanten schon vorne ins Haus drangen.

Am 5. November verließ Hartmann Wien mittels einer vom General Gordon, dem Befehlshaber der Stadt ausgestellten Reisebewilligung. Eine hohe Persönlichkeit soll sich für den Dichter bewendet haben. Er selbst hat sich niemals über diesen Vorgang geäußert.

Ruböderst ging er nach Frankfurt zurück und blieb hier bis zur Auflösung der Rationalversammlung. Mit dem Rumpfparlament siedelte er dann nach Stuttgart über. Nachdem es hier auseinander getrieben und auch die Bewegung im badiſchen Lande unterdrückt

war, floß Hartmann in die Schweiz. „Ich heiße auch Pfaffe Maurizius und habe die Chronik dieser schweren Zeit in Reime gebracht, in hügige und spitzige, und mir wird nicht so leicht vergeben. Deshalb gehe ich in die Schweiz, von da nach Frankreich — nach Paris. Die Zeit mag dann alles lichten und schlichten.“

Hiermit beschließt Wittner den ersten, so überaus inhaltreichen und interessanten, 452 Druckseiten starken Band seiner Hartmann-Biographie. Er hat mit diesem Unternehmen sowohl dem Andenken des unvergeßlichen „Pfaffen Maurizius“ als auch der Literatur und der Geschichte Deutschlands und Oesterreichs einen großen Dienst erwiesen. Und wenn, woran nicht zu zweifeln, der zweite Band sich hinsichtlich seiner stofflichen Reichhaltigkeit auf der Höhe des ersten halten sollte, so wird das ganze Werk gewiß als eine Bereicherung der biographischen Literatur von dauerndem Werte zu bemessen sein.

(Nachdruck verboten.)

Frühlingskinder Spiele.

Von G. Humbert.

„Sah' ich die Mägdelein am Weg doch den Ball werfen, so kam' uns der Vöglein Schall,“ sang Walter von der Vogelweide vor siebenhundert Jahren in seiner „Frühlingssehnsucht“. Also schon damals galt das Barometer, das uns auch heute noch mit der größten Pünktlichkeit, fast mit der Unfehlbarkeit eines Naturgesetzes das Ende des Winters und die Rückkehr des holden Lenzes anzeigt: das Frühlingskinder Spiel. Kaum löst das erste kühle Lüftchen, kaum hat die Sonne den Schnee völlig von Straßen und Gassen geleckt, da taucht in Stadt und Land eine Reihe von Spielen auf, die nur zu dieser Jahreszeit üblich sind, vorher wie nachher aber in völliger Vergessenheit zu schlummern scheinen.

Während die Kleinen, Knaben wie Mädchen, rastlos die Weitsche über ihrem Kreisel oder Triefel schwingen, lauern die Größeren um ihre Kreise oder Gruben und betreiben das Kintex- oder Murremspiel in seinen verschiedenen, oft ganz komplizierten Abarten mit einem Eifer und einer Ausdauer, daß die Welt um sie herum versinken könnte; sie merken's nicht. Wo größere Plätze der freien Bewegung Raum gönnen, wenden sich die Knaben den Hinterspielen, wie Fuchs aus dem Loch und Bärenkloppler zu, während die Mädchen ihre Reigen und Begegnungsspiele mit uralten Weisen und nicht minder alten, meist bis zur Unverständigkeit verstümmelten Reimen begleiten. Hier tanzt der Ball in Lüften, dort tut sich eine Schar zu dem interessanten Brückenspielen zusammen, und allerorten bedecken sich Weg und Steg mit den rätselhaften, teils mit Kohle oder Kreide aufgezeichneten, teils in die lockere Erde geritzten Bezeichnungen des Himmel- und Höllespiels.

Ein Abglanz und Rest der früheren Spielreudigkeit des Volkes, die ehehem auch die Alten auf Markt und Ager zu froher Lust vereinigte und durch die Einführung der fremden Sportspiele gegenwärtig künstlich wiedererweckt werden soll, haben diese Frühlingskinder Spiele lange wie das Weichen im Verborgenen geblüht, bis die Volkskunde anfang, auch ihnen ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Da entdeckte man bald, welche ehrwürdige Alter auf den Kinderspielen ruht, wie tief in die Urzeit unseres Volkes, ja der Menschheit, sie hinabreichen. Man begann, die Volksspiele und die mit ihnen verknüpften Reime und Melodien aufzuzeichnen, man versuchte nicht ohne Glück ihre ursprüngliche Bedeutung zu enträtseln, und wenn dabei im ersten Eifer auch vielfach über das Ziel hinausgeschossen wurde, so haben diese Forschungen doch manches schöne und auch weitere Kreise interessierende Ergebnis gebracht.

Wie weit reichen doch manche dieser Spiele in die Vorzeit zurück! Wer das Nationalmuseum in Neapel besucht, kann dort dieselben hölzernen Kreisel, aus den Ruinen Pompejis stammend, finden, wie sie unsere Kleinen treiben. Schliemann fand in der sogenannten dritten Stadt bei seinen trojanischen Ausgrabungen Kreisel aus Terrakotta. Marbeln oder Klöder hat man sogar in dem vorgeschichtlichen Urnenfriedhof zu Dargun entdeckt. Erstaunlich ist auch die große Verbreitung mancher dieser Kinderspiele, die sich vielfach wohl nur durch Wanderung und Uebertragung von einem Volk zum anderen erklären läßt.

Für die Deutung der Kinderspiele kommen zwei Gesichtspunkte in Betracht. Bis vor nicht allzulanger Zeit sah man in ihnen Nachahmungen und Reste jener dramatischen Darstellungen, durch welche die Alten das in den Wettervorgängen des Jahreslaufs sich ihnen offenbarende Leben und Schicksal der Gottheiten nachahmten. Solche Nachahmungen, einstmals ein wichtiger Bestandteil der Gottesdienste und Festfeiern, wurden trotz der Annahme des Christentums nicht vergessen. Doch verloren sie allmählich ihren religiösen Charakter und gingen aus den Kreisen der Erwachsenen als Spiele auf die Jugend über. Die wichtigste unter diesen Feiern war die altgermanische Frühlingsfeier, das bedeutendste Ereignis im Verlaufe des Jahres, das Aufhören der bitteren Winternot und der Einzug des Frühlings. Diese Feier hat deshalb auch in Sitten und Bräuchen vielfache Spuren bis auf den heutigen Tag hinterlassen.

In den wichtigsten Spielhandlungen jener Zeit scheint sich die folgende Vorstellung wiederspiegelt zu haben. Die sieben Wintermonate hindurch, vom Oktober bis April, ist die Göttin

des die Erde befruchtenden Wettergewölks und der nachfolgenden wärmenden Sonne, Frija, von den Winterreifen entführt und in der Wolkenburg in Haft gehalten. Donar, der Herr des himmlischen und irdischen Feuers, des Blitzes und Donners, ihr Gemahl, hat mit dem Schwinden der warmen Jahreszeit seinen Blüthammer verloren und muß ihn während des Winters suchen. Endlich findet er ihn, zertrümmert mit flammendem Wurf die Riesenfeste und befreit die Geliebte. Das ist der Frühlingsanfang, an dessen Erscheinen alle Welt frohlockend teilnimmt, das aber die kindliche Anschauung primitiver Völker sogar mißherbeiführen zu können meint, und zwar vermittelt verschiedener, besonders um die Weihnachts- und Osterzeit geübter zauberischer Bräuche, welche die bösen Mächte einschüchtern dem kämpfenden Gotte Hilfe leisten sollten. Dies ist die Hauptquelle der Spiele ohne Reigen, während die Reigenspiele die getreuen Abbilder der ehemaligen Festtänze sind, bei denen Frauen und Männer sich in langer Reihe bei den Händen faßten und unter Anführung eines Vortänzers mit Gesang in allerlei, dem Sagenstoffe gemäßen Bewegungen und Windungen den heiligen Platz umschritten. Als die christliche Kirche Donar zum Unhold und Teufel, Frija zur Hexe und Teufelsgenossin degradierte, gab sie letzterer zur Nachfolgerin als Himmelskönigin und Sonnenjungfrau die Gottesmutter Maria. Aus den Kinderspielen, mit denen Frija als Verächterin oder Holda umgeht, sie pflegend und beschirmend, machte die Kirche Engel und deutete ihr Auf- und Niedersteigen samt Donars Befreiungswort zu einem Kampf zwischen Engeln und Teufeln vor der Himmelstür um.

Gewiß läßt diese Auffassung manche sinnige Deutung und Enträtselung im Gebiet des Kinderspiels zu. Da sollen z. B. die Wurfspiele (Ball, Klöder, Murrem, Blumpfad), welcher Art sie auch seien, sämtlich den Schwung des Blüthammers darstellen; der Angriff auf die Wolkenfeste und ihre Verteidigung durch die Winterreifen soll trotz vielfacher Entstellungen mehr oder weniger deutlich hindurchblicken. Die Spiele mit Lor- oder Brückenbildung, mit Ziehen und Durchkriechen, drehen sich in der vorliegenden Form um den Kampf der Engel und Teufel am Eingange zum Himmel, der anscheinend als Zugbrücke mit Torbogen gedacht wird. Die dabei gesungenen recht eigenartigen und schwer zu deutenden Texte verraten ein hohes Alter, doch ist der heidnische Urgedanke schon stark verschleiert.

Gegen eine derartige Deutung unserer Frühlingskinder Spiele, die auf das heidnisch-germanische Altertum zurückgeht, wendet sich eine andere Richtung der Volkskunde, die inzwischen zwischen Göttern und Dämonen genauer zu unterscheiden gelernt hat. Diese Dämonen, niedrige Gottheiten, spielen im Geistesleben des Volkes, wie man noch heute beobachten kann, meist eine weit wichtigere Rolle wie die großen fernen Gottheiten des Himmels. Was man früher als Personifikationen einzelner Eigenschaften dieser Gottheiten deutete, werden vielfach solche Dämonen, niedrige Geister oder Gespenster sein. Selbst Frau Holle, die wahrscheinlich nur aus dem bekannten Märchen in das Kinderspiel eingebracht ist, scheint an sich keine Göttin, sondern als Führerin des wilden Heeres eine Dämonenfürstin zu sein.

Nach dieser Auffassung haben wir im Kinderspiel nicht Götter, sondern Dämonenvorstellungen zu sehen, die uns nicht nur in die germanische, sondern sogar in die indogermanische Vorzeit zurückführen. Auch der Dämonenkultus führte zu dramatischen Spielen, bei denen allem Anschein nach ein die Maske des tiergestaltigen Dämons Tragender die Umstehenden zu fangen suchte. Dabei scheint die Maske der Augenlöcher entbehrt zu haben, sei es einfach, um das Fangen zu erschweren, sei es, um den bösen Blick des Dämons auch in der Nachahmung zu vermeiden. Da tritt als Fänger auf die Hexe, der dämonische Wolf (Wehrwolf), die Blindfuh. Auch durch Rätselraten, durch Kauf und Verkauf kann der Dämon sich seines Opfers bemächtigen. Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß nun jedes Hofsenspiel, jedes Kauf- und Verkaufsspiel der Kinder auf alten Dämonenkultus der auf Nachahmung ehemaliger Dämonenspiele Erwachsener zurückzuführen sei. Aber in den Spielen, in denen der Kobold, der schwarze Mann, das böse Tier die Hauptrolle haben, scheint immerhin etwas derartiges durchzuschimmern.

Die alte Zeit dachte sich manche Dämonen einbeinig. Hierauf können wir die Hinterspiele wie Fuchs aus dem Loch und ähnliche zurückzuführen; Fuchs, Wolf, Bär sind ja sicherlich eher als Verkörperungen alter Dämonen, denn als Götterverkleidungen anzusehen.

Eine andere abergläubische Uebung setzt das Brückenspiel voraus, nämlich den uralten Brauch, einen Bau durch Einmauerung eines lebendigen Wesens, des Bauopfers, haltbar zu machen. Ziemlich deutlich schimmert das durch in dem Reime:

Goll up de Brügg, holl daal de Brügg
Den lekten wöllt we fangen
Mit Ißen und mit Slangen,
De bliffst darin behangen.

Meistens hat das Spiel noch einen nicht unbedingt dazu gehörigen Anhang, in dem der Gesangene zwischen den beiden Kindern, welche die beiden Häften des Brückenbogens bilden, zu wählen hat; sie führen im geheimen besondere Namen, und der Wählende wird je nach seiner Wahl Engel oder Teufel. Man könnte nun bei dem Drängen und Ziehen der beiden Klotzen an einem Kampf zur Befreiung oder Lösung des Opfers denken, doch sind solche ins einzelne gehenden Deutungen immer eine mißliche

Sache. Der bewegliche Geist des Kindes, der von all diesen Dingen nichts mehr weiß und ahnt, modellt seit Jahrhunderten und noch länger an diesen Spielen herum, setzt hinzu und läßt fort, so daß die Erklärungsbemühungen nicht vorsichtig genug gehalten sein können. Einen Anklang an die Forderung des Wauopfers haben wir allem Anschein nach auch in dem Himmelspiel vor uns. Die Zeichnung, die große Feinheit mit einem Gebäudegrundriß, zunächst mit dem Grundriß einer Kirche hat, darf von dem Guppensenden nicht in ihren Linien berührt werden, sonst ist der Betreffende verloren.

Außer dem Dämonenkultus lassen sich im Kinderspiel natürlich auch noch andere Lebensäußerungen eines primitiven Volkes wiederfinden, vor allem Feldarbeit, Liebesleben und Begräbniszeremonien.

Kleines feuilleton.

Theater.

Die Zukunftsbühne. Max Littmann, der Münchener Theaterarchitekt, der Erbauer des Münchener Schauspielhauses, des Prinzregententheaters, des neuen Hoftheaters in Weimar und vor allem des Charlottenburger Schillertheaters, hielt kürzlich einen Vortrag über „Künstlerische Fragen der Schaubühne“. Unsere Theater bedienen sich seit Jahrhunderten durchgängig der romanischen Bühnentechnik die Bühnenbilder in großer Tiefe nach dem System des Gustafstens entwickelt. Diese falschen Bilder und ihr geradezu beleidigender, weil lächerlicher Naturalismus geben unserer Schaubühne eine künstlerische Verfassung, die der Würde der modernen Kulturmenschen nicht mehr entspricht. Die Gustafstentafel ist schuld, daß gerade die feiner Empfindenden sich immer mehr zurückziehen. Der Raum wird mit naturalistischer Treue behandelt, alles andere kann die Wirklichkeit nur verzerren. Der ganze Kulissenraum mit Leinwandhäusern und Pappfelsen, das alles verzeichnende grelle Rampenlicht, die Kulissen, die unmöglichen Perspektiven, an alle diese komischen Erscheinungen der Theaterwelt haben wir uns allmählich gewöhnt, aber sie sind deswegen nicht minder komisch. Goethes Universalgeist war der erste, der die Stillwidrigkeit der romanischen Bühnenform erkannte und mit richtigem Instinkt den Weg zur Besserung abnte. Er schrieb einmal an Schiller: „So ersahen mir dieser Tage einige Szenen im „Aristophanes“ völlig wie-antike Vasreliefs und sind gewiß auch in diesem Sinne vorgestellt worden.“ Damit ist die Reform der Bühnenbilder angedeutet, die nach Littmann einzig in einem flachen reliefartigen Bühnenbild bestehen kann, wie es noch heute bei den Japanern besteht. Eine symbolische Andeutung des Ortes, in dem die Handlung gedacht ist, soll genügen, der produktiven Phantasie des Zuschauers die nötige Anregung zu geben, den ideal angedeuteten Ort sich weiter auszubilden. Auf entgegengesetztem, nämlich naturalistischem Wege ging der große Bühnenreformator Wagner vor, sich hier mit seinem vielgeschmähten Gegenfüßler Meyerbeer innig berührend. Gildebrand, Semper, Schmitel, Aloys Riehl; sie alle stehen auf dem Boden der Erkenntnis, daß „auch in der dramatischen Poesie die Reliefauffassung gilt“. Aber auch praktische Bühnenmänner, wie G. T. A. Hoffmann, Debrient, unter den Lebenden der Engländer Craiz, der Mannheimer Intendant Dr. Carl Hagemann, nicht zuletzt Max Reinhardt, sind für die endgültige Reformierung des Bühnenbildes eingetreten. Reinhardt versuchte es mit Hilfe seines Künstlerstabes, wie Corinth, Kruse, Ekevogt, mit der plastischen Dekoration, die aber nimmermehr die Dekoration der Zukunft sein kann. Schon aus äußeren Gründen. Denn wo hätte eine Bühne Platz zur Lagerung aller dieser Dinge? Littmann nimmt, mit Ausnahme des Wagner-Dramas, der großen Meyerbeer-Oper und des modernen realistischen Dramas, das ganze Repertoire der dramatischen Literatur von den Hans Sachs-Komödien bis zu den Tragödien Shakespeares und den deutschen Klassikern für seine flache Reliefbühne in Anspruch.

Und welche Folgen ergeben sich nun aus einer Reform des Bühnenbildes für den Zuschauer? Vor allem Verfestigung des Logenhauses, das mit seinen übereinandergesapelten Galerien so recht der Typus des Massentheaters ist. Im Wahrerther Haus sieht Littmann mit Recht den Ursprung des deutschen Amphitheaters. Die amphitheatralische Form hat er im Charlottenburger Schillertheater erfolgreich weiter zu entwickeln versucht. Hier kommt zum erstmal das „variable Proszenium“ in Anwendung, das einen würdevollen Rahmen für das Bühnenbild bilden soll. Die deutsche Theaterbaukunst steht somit am Anfang einer mächtigen Reformbewegung. Es versteht sich von selber, daß radikale Bilderstürmerei hier verfehlt ist. Die neue im Entstehen begriffene Künstlerbühne wird zunächst Festbühne werden und bestimmt sein, als vorbildliche Aquarelle zu wirken. Wichtig für diese Reform ist es, daß der materielle Aufwand für sie geringer sein wird, als für das bisherige Theater.

Notizen.

Die Freie Volksbühne Berlin arrangiert für ihre 18 Abteilungen als nächste Vorstellungsjerim im Neuen Schauspielhaus und im Berliner Theater wie auch im Lorying-Theater vom 21 April ab: Calderon: Der Richter von Zalamea, Schau-

spiel in 3 Aufzügen. Artur Schnitzler: Parazelus. Die letzten Masken. Einakter. Dr. Ernst Behlich: Das Fest des Sankt Matern. Goethe: Faust (1. Teil). Lorying-Theater: Jar und Zimmermann und Undine. Stribe und Auber: Fra Diavolo. Otto Nikolai: Die lustigen Weiber von Windsor mit Texterläuterungen von Kurt Eisner.

Die Premiere von Maeterlinds „Aglabaine und Selhette“ findet am Montag, den 15. d. Mts., in den Kammerspielen des Deutschen Theaters statt. Maeterlinds Dichtung ist bisher weder in französischer noch in deutscher Sprache gespielt worden.

Max Reil, der Autor der dreitägigen Komödie „Die Pächterin von Litchfield“, die am Sonnabend, den 13. d. M., am Kleinen Theater ihre Uraufführung erlebt, ist ein junger Wiener Dichter, der sich bereits als Lyriker und Novellist bekannt gemacht hat. Sein dramatisches Erstlingswerk spielt in Schottland am Anfange des 19. Jahrhunderts.

Das Monte-Carlo-Gastspiel, das mit großem Applomb in der königlichen Oper vor statten geht, bedeutet künstlerisch ein völliges Fiasko. Die bürgerliche Berliner Presse ist hochhaft genug, das fast einstimmig zu konstatieren. Selbstverständlich wird aber von derselben Presse mit grotesk wirkender Wichtigkeit genau bemerkt, welcher Prinz dabei war und was für Gleichgültigkeiten dieser oder jener dabei dem Gehege der Bühne entgegenbrachte.

Die Preise sind horrend. Trotzdem sind die Vorstellungen ziemlich besucht. Wie es gemacht wird, plaudert ein kundiger Freipläher in der „Bresl. Ztg.“ aus. Es heißt da: „Es gibt momentan nicht nur Nichter, sondern auch Freibillets in Berlin. Besonders glücklicherweise in meinem persönlichen Sinne) für die Monte-Carlo-Veranstaltung. Wer das Partett mustert, sieht sie in Scharen, die lieben Freunde, welche nicht zahlen, wenn sie die Kunst anschauen, wobei gesagt werden muß, daß zu dieser Klasse des Berliner Menschengeschlechts in Berlin auch die Gardeoffiziere gehören. Ich kann die Billets immer nur zu dreien abgeben“, erklärte mir vor wenigen Tagen ein Berliner Medaileur, dem — zur Verbollständigung der üblichen zwei Referententarten — diesmal zehn Billets auf den Tisch des Hauses geflogen waren. Und mein guter, dicker Billetthändler, mir mehr als befreundet, weniger als Freund, ächzt: „Hat ma de Presse wieder mal det Feschäft verborben“, wenn er sich kurz vor 8 Uhr entschließen muß, Partettplätze mit einem Defizit von 17 M. abzugeben. . . .“

Herr Sünsbourg, der Direktor . . . Manager, dem eine „instinktive Eignung fürs Geschäft“ nachgerühmt wird, ist ob des Mißerfolges aus dem Häuschen. Er lobt den Kaiser und schimpft über den Berliner Kunstverständnis. Wenn die Oper von Monte-Carlo, die wie das ganze Fürstentum von dem den Spielern abgenommenen Gelde lebt, und ihre Gönner die Kritik nicht wollen, sollten sie doch Privataufführungen für Fürstlichkeiten veranstalten und die übrige Menschheit ungeschoren lassen. Ludwig II. von Bayern hat da ein wahrhaft königliches Beispiel gegeben; er ließ sich Dramen und Opern eigener Wahl ganz allein vorspielen.

Algernon Charles Swinburne, der greise Dichter, der letzte Vertreter der englischen Präraphaeliten, ist noch in voller Schaffenskraft und wird in nächster Zeit ein neues Drama vollenden, dessen Held Cesare Borgia ist.

Anton von Werner, der Gemmenschuh der Berliner modernen Malerei, hat kürzlich sein elf Jahre innegehabtes Amt als Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt. Als Direktor der Berliner Akademie ist er vorläufig beurlaubt worden. Der königlich preussische Stiefelmaier erfreut sich bekanntlich besonderer Gunst des Kaisers, der ihm in seinen Kämpfen gegen die Sezession alias Rinnsteinkunst kräftig sekundiert hat.

Eine „soziale Oper“ gedenkt Mascagni zu komponieren. Sie wird das „Erntefest“ heißen. Der Held ist ein Arbeiter, der die sozialistische Propaganda in die römische Campagna trägt, dabei als Friedensstörer behandelt und schließlich von seinem Brothern erschlagen wird. Der Text, der von Salvatori herrührt, ist mit einem Preis ausgezeichnet worden.

Segantinis Denkmal darf nunmehr, nachdem die Gemeinde Stampa in Graubünden die Genehmigung erteilt hat, auf dem Friedhof zu Matorja errichtet werden. Die fromme Gemeinde hatte bisher Aergernis an Vistolis Entwurf genommen, weil — eine nackte weibliche Figur das Hauptmotiv des Denkmals bildet.

Auch ein Mißbrauch. Der Gutsbesitzer Winte in Reßlin erklärt in der „Zeitung für das Oberbrück“ folgende Warnung: „Nachdem in letzter Zeit in dem Teich bei meinem Erbegräbnis zwei Personen freiwillig den Tod gesucht haben, bin ich durch den Ortsvorstand aufgefordert worden, den Raum um den gedachten Teich um zwei Fuß zu erhöhen. Dazu fähle ich mich durchaus nicht verpflichtet, warne aber hierdurch jeden Selbstmordkandidaten ernstlich, nteinen Teich zu solchen gottlosen Handlungen zu mißbrauchen.“

Verichtigung. In unserem gestrigen Feuilleton über Moritz Hartmann ist eine seiner Gedichtsammlungen fälschlicherweise als „Reich und Schwert“ angeführt. Sie ist „Reich und Schwert“ betitelt.